

Christian Wiman

MEIN HELLER ABGRUND

*Gedanken zum Leben
für alle Sterblichen dieser Welt*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Silvia Lutz

adeo



STIMMEN ZUM BUCH

„Die Prosa von *Mein heller Abgrund* ist so lyrisch und echt, dass man sie sich auf der Zunge zergehen lassen und sie dann Fremden auf der Straße wiedergeben möchte ... Wiman verweigert sich einfachen Schlussfolgerungen, er zelebriert den Vers und die zwei Seiten der Freude an der Nabe unseres Lebens – Nietzsches *tragische* Freude. Er hat ein Buch geschrieben, das für viele lebensverändernd sein wird.“

– William Giraldi, *Virginia Quarterly Review* –

„Wie die klassischen Mystiker gebraucht Wiman oft eine Sprache des Paradoxen, um Dinge zu vermitteln, die die gewöhnliche Sprache nicht auszudrücken vermag ... Wiman spricht vorsichtig, aber mächtig ... Das Beste, das aus der Kontemplation der Sterblichkeit entstehen kann, ist vielleicht eine Art Weisheit, die anderen Stärke geben kann. Nicht durch die Beantwortung von Fragen im Stil jener Bestseller, die vorgeben, sagen zu können, was passiert, wenn wir dieses helle Licht gesehen haben, sondern durch ein ehrliches Fragenstellen ... *Mein heller Abgrund* ist ein Buch, das Licht und Stärke geben wird, selbst denen, die seinem schweren Weg nicht folgen können.“

– Adam Kirsch, *The New Yorker* –

„Poliert und schön, ist *Mein heller Abgrund* ein ernüchternder Blick auf den Glauben und die Poesie eines Mannes, der an beides leidenschaftlich glaubt, der aber befürchtet, es zum letzten Mal zu sehen. Wimans Denkschrift ist in ihrer Bereitschaft, nicht nur den religiösen Glauben, sondern auch einen seiner häufigsten Vertreter, die Literatur, zu hinterfragen, innovativ ... Hier ringt ein Dichter mit Worten, wie Jakob mit dem Engel gerungen hat ... Wiman nennt seine Denkschrift ‚Meditationen eines modernen Gläubigen‘. Genau das ist dieses Buch, aber es ist mehr als eine Meditation, es ist eine Apologie und ein Gebet, eine Einladung und ein Wegbegleiter für alle, die leiden, und für alle, die glauben.“

– Casey N. Cep, *The New Republic* –

„Ohne Trost anzustreben, gelingt Wiman dies trotzdem; ohne dem Leser Trost zu bieten, schenkt sein Buch überall Trost. Mr Wiman fällt nicht auf die Beruhigungsmittel herein, die er manchmal im heutigen Christentum findet, das zu oft ‚eine grinsende, sich selbst überhebende, unangreifbare Art von Glück, die keine Wahrheit in sich hat‘ propagiert. Glaube hat für ihn weniger mit Glauben zu tun als mit dem ‚Annehmen der ganzen Gaben, die Gott uns auch inmitten des Todes schenkt ... Annehmen der Gnade‘. Dieser Gedanke ist bekannt, aber Mr Wimans Buch nähert sich ihm auf einem neuen Weg. Vielleicht braucht jede Generation einen Autor, der von diesem uralten Weg abweicht und dadurch den Zugang erneuert und zum Eintreten einlädt, wie es Christian Wiman in seiner bedeutenden Beschreibung des modernen Glaubens tut.“

– David Yezzi, *The Wall Street Journal* –

„Die Reife von Wimans Stimme, die Ruhe, die seine Worte durchdringt und die Tiefe seiner Selbstprüfung verrät, und der unglaubliche Rhythmus, der in fast jedem Satz zum Ausdruck kommt,

machen dieses Buch aus, das ich allen empfehle, die in den beängstigten und schönen Abgrund blicken, und das ist jeder Einzelne von uns.“

– Caitlin Mackenzie, *HTMLGIANT* –

„*Mein heller Abgrund* lässt die Grenzen zwischen Poesie und Prosa verschwimmen. Wenn der englische Poet und Priester Gerard Manley Hopkins aus dem 19. Jahrhundert in das Amerika zu Beginn des 21. Jahrhunderts versetzt würde, würde er vielleicht eine derartige Denkschrift verfassen ... Dieses erstaunliche Buch mit seiner Meisterhaftigkeit und Einsicht, seinem Trost und seiner Herausforderung könnte leicht Teil unseres literarisch-theologischen Kanons werden.“

– David Skeel, *Books and Culture* –



INHALT

Stimmen zum Buch	5
Vorwort	11
Mein heller Abgrund	15
Die Blume des Leids	31
Zartes Inneres	53
Gottes Wahrheit ist Leben	59
Oh, du meisterhaftes Licht	87
Liebes Vergessensein	109
Ein Haufen voller Unruhe	115
Gott ist nicht jenseitig	137
Varianten der Ruhe	153
Demütige unsere Wölfe	187
Eine Million vergessene Kleinigkeiten	211
Danksagung	232
Anmerkungen	235



VORWORT

Vor sieben Jahren schrieb ich ein kurzes Essay mit dem Titel „Love bade me welcome“ (Die Liebe hieß mich willkommen). Es erschien (unter einem anderen Titel) in einer relativ kleinen Zeitschrift und löste, verglichen mit meinen sonstigen Erfahrungen, verhältnismäßig viel Resonanz aus. Aber erst später, im Internet, in Anthologien, in Gottesdiensten und Lesezirkeln, bekam dieses Essay ein zweites Leben. Noch heute erreicht mich gelegentlich die Zuschrift eines Lesers, der darauf gestoßen ist. Diese Briefe sind abwechslungsreich, intensiv, intelligent und kommen oft von Menschen, die nicht den geringsten Bezug zur literarischen Welt haben. Es sind die erfreulichsten Reaktionen auf meine Arbeit, die ich je erhalten habe.

Und das Essay selbst? Es handelte von Verzweiflung: davon, dass ich die Fähigkeit zu schreiben verlor, mich verliebte, die Diagnose erhielt, unheilbar an Krebs erkrankt zu sein, und dass mein Herz zerrissen wurde von etwas, das ich langsam und trotz meiner ganz modernen, weltlichen Instinkte Gott zu nennen lernte. Mein ganzes Sein, mein Leben, war auf acht Seiten komprimiert. Detailliert beschrieb das Essay eine radikale Veränderung in meinem Leben, und dann schien es – beziehungsweise die Reaktion darauf schien –, ein weiteres zu verlangen.

Ich bin ein Dichter. Heute in Amerika Dichter zu sein, bedeutet, sagen wir es mal so, verhaltene Reaktionen auf die eigene Arbeit

gewöhnt zu sein. Und auch – und vermutlich beschränkt sich das nicht nur auf Amerika –, dass man lernt zu schreiben, ohne sich allzu viele Gedanken um die Leserschaft zu machen. Nicht weil man nicht wollte, dass die eigenen Gedichte gelesen werden, aber damit Gedichte die Stimme ehren, die sie erschafft (eine Stimme, die, wie selbst die profansten Dichter anerkennen, von „anderswoher“ zu kommen scheint) – damit also die Gedichte auch wirklich Gedichte sind –, muss man sich eine mönchsgleiche Hingabe zu deren Quelle aneignen und zu der Stille in einem selbst, die es dieser Quelle ermöglicht zu sprechen.

Ich werde die Dichtung niemals aufgeben – ich wüsste nicht einmal wie –, aber die vielen Zuschriften auf „Love bade me welcome“ haben mir stärker bewusst gemacht, dass es eine Leserschaft gibt und dass ich selbst den Dialog brauche. In diesem Land gibt es eine beachtliche Vielzahl tiefsinniger Menschen, die zwar von der Sprache und der Form der gegenwärtigen amerikanischen Religiosität frustriert sind, die aber nichtsdestotrotz dieses feurige Drängen in sich spüren, das über unser Selbst hinausgeht – diese beharrliche, unablässige Anziehungskraft des Geistes, der Gott genannt wird. Ich wollte daher versuchen, diese Menschen direkter anzusprechen. Ich wollte ein Buch schreiben, das vielleicht jemandem hilft, der genauso wie ich gleichzeitig verwirrt und überzeugt ist in Bezug auf die Quelle des Lebens und Bewusstseins.

Anfangs dachte ich, dieses Buch würde meine Krankheit nicht aufgreifen. Ich sagte mir, dass ich jeden Anschein eines besonderen Flehens vermeiden wollte, dass ich das Persönliche weglassen und zu tieferen Wahrheiten kommen wollte. Doch eigentlich suchte ich wohl am meisten für mich selbst nach einem Ausweg und einer Befreiung. Denn in den Jahren, in denen ich an diesem Buch gearbeitet habe – das mehr ein Mosaik als ein fortlaufender Diskurs oder eine Erzählung ist –, hat sich der Krebs ausgebreitet

und ist zurückgegangen, meine Zukunftsperspektive trübte und erhellte sich und jede Tat und jeder Gedanke geschah in diesem Schatten. Der Aufbau des Buches spiegelt dies wider, nicht nur in bruchstückartig episodenhaften Passagen, sondern auch in der beschleunigten Dringlichkeit der letzten Kapitel. Ich bin ziemlich sicher, ich hätte auch dann über Glaubenthemen geschrieben, wenn ich nie krank geworden wäre. Das Verlangen danach ist in meinen früheren Arbeiten erkennbar. Doch ich vermute auch, ohne die Triebkraft einer schweren Krankheit hätte mein Schaffen nicht diese spezielle Form angenommen. Es wäre nicht ehrlich gewesen, hätte ich diese Dynamik ignoriert.

Als vor sieben Jahren mein Leben sich öffnete, wusste ich ganz genau, dass ich Glauben hatte. Aber an *was* genau, war weniger klar. Also beschloss ich, diese Frage zu beantworten, auch wenn ich zwischenzeitlich erkannte, dass die eigentliche Frage – die eigentliche Schwierigkeit – nicht im *Was?* sondern im *Wie?* steckt. Wie antwortet man auf dieses feurige Drängen im Innern? Und was könnte es vielleicht für das eigene Leben – und den eigenen Tod – bedeuten, diesen beharrlichen, unablässigen Geist anzuerkennen?



MEIN HELLER ABGRUND

*Mein Gott, mein heller Abgrund,
in den all mein Sehnen nicht gehen will,
wieder komme ich an den Rand all meines Wissens,
und nichts glaubend glaube ich an dies:*

* * *

Hier endet das Gedicht. Besser gesagt, es scheitert. Denn in den Jahren, seit ich diese Strophe geschrieben habe, versuche ich, meinen Weg hin zu seinem Abschluss zu erspüren, zu erzwingen. Doch unser Wille ist für Gedichte generell nicht besonders empfänglich und dieses erweist sich aus ganz offensichtlichen Gründen als besonders störrisch. Als wäre es nicht schon schwer genug, meinen Glauben in Worte zu fassen, scheine ich ihn durch einen einzigen Vierzeiler destillieren zu wollen. Nach wie vor kenne ich so meinen Verstand, dass ich mich vortaste durch den Klang der Worte zu den Vorstellungen, die sie schaffen. Und durch diese zu Ansichten des Lebens, die darüber hinausgehen. Ich habe immer an dieses „Darüber-hinaus“ geglaubt, selbst in den langen Jahren, in denen ich Gott nicht anerkennen wollte. Insofern hatte ich für das Gedicht etwas Ähnliches erwartet. Ich wollte, dass sich vor mir ein Bild auftut, das sowohl meinen wankenden Glauben festigt, sich aber auch darüber hinaus verzweigt, um mehr auszudrücken, als ich selbst sagen kann.

Ehrlich gesagt, ich sehne mich derzeit danach, deutlicher auszu-
drücken, was es ist, das ich glaube. Es ist nicht so, dass ich poeti-
scher Wahrheit müde wäre oder dass ich das Gefühl hätte, sie wäre
irgendwie schwächer oder weniger wahr als die Vernunft. Das
Gegenteil ist der Fall. Die Inspiration ist für das Denken, was die
Gnade für den Glauben ist: sich einmischend, transzendent, sich
verändernd, aber auch flüchtig und allzu oft ungewöhnlich. Ein
Gedicht kann gleichzeitig seinen Verfasser sowohl von der Exis-
tenz tiefer ergriffen machen als auch in erheblicher Weise von ihr
entfremden, was es bezogen auf den Akt, ein Ende zu finden – an-
gesichts einer Welt, die Grenzen zu sprengen scheint und letztlich
doch bloß wieder zur Welt wird –, sehr schwierig macht, in dem
ursprünglichen Moment der Inspiration überhaupt einen Glauben
zu bewahren. Schließlich können die Erinnerung an dieses kurzzei-
tige Aufblühen und die Kunst, die davon ausging, zu einem Tadel
werden für das feuerlose Leben, in dem man sich die meiste Zeit
befindet. Bei der Gnade verhält es sich nicht anders. (Künstlerische
Inspiration *ist* manchmal ein Gnadenakt, wenn auch bei Weitem
nicht immer.) Gnade zu erfahren, ist das eine, sie ins eigene Leben
zu integrieren, etwas ganz anderes. Wonach ich mich momentan
sehne, ist aber diese Integration – eine Sprache zu finden, die der
transzendenten Natur der Gnade gerecht wird und doch der harten
Realität, in der Glaube täglich stattfindet, angemessen ist. Ich sehne
mich vermutlich nach der Poesie *und* der Prosa des Erkennens.

* * *

Als ich jung war, ungefähr zwölf Jahre alt, hatte ich eines Morgens
in der Kirche eine „Erfahrung“. Ich setze das Wort in Anführungs-
zeichen, weil die Kultur, in der ich aufgewachsen bin, zwar eine
deutliche Sprache besaß, um zu erklären, was mit mir passierte (ich

wurde vom Heiligen Geist erfüllt, ich wurde erlöst), aber ich empfinde diese Sprache nicht mehr als zutreffend oder hilfreich, wenn ich daran denke, wie sich Gott – männlich, weiblich oder göttlich oder welches hilflose Adjektiv man auch immer verwenden mag – in der Realität und im Leben eines Einzelnen offenbart. Außerdem erinnere ich mich nicht wirklich an dieses Erlebnis. Ich erinnere mich, dass es passierte, aber nur so wie in dem halb wachen, sedierte Zustand nach einer kleineren Operation. Ich erinnere mich, zum Objekt von Staunen und Beifall Erwachsener geworden zu sein, aber schon damals kam mir das Kind, das diese Erwachsenen beschrieben, das weinte, zitterte und sich im Keller der Kirche eng zusammengerollt hatte, fremd vor.

Ich wuchs in einer flach gebauten, kleinen, sandgestrahlten Stadt in West-Texas auf: mit Ölbohrtürmen und Pick-ups, Baumwolle so groß wie geerdete Wolken, einer verlassenen Straße, einer betriebssamen Müllhalde und über allem ein riesiges, blaues und grenzenloses Nichts, das mir nie wirklich auffiel, bis ich wegging, und es begann, sich besorgniserregend in meinem Inneren auszubreiten. Diesen Ort überwiegend christlich zu nennen, ist, wie die Sahara als überwiegend sandig zu bezeichnen: Ich begegnete keinem einzigen wirklich Ungläubigen – bis zu meinem ersten Tag am College in Virginia, als ein beängstigend cooler Studienanfänger, der von einer Privatschule kam, seinen Atheismus genauso beiläufig erwähnte, als spräche er von seinem Lieblingsessen. Auch wenn ich gegenwärtig meine eigene Art von belesenem Atheismus akzeptieren würde – mit, ach, Bekehrungseifer natürlich –, hätte ich in diesem Moment damals nur noch schockierter sein können, wenn dieser Student angefangen hätte, den Kopf rundherum zu drehen und aramäisch zu sprechen.

Das Inseldasein, das meinen Schock ermöglichte, ist zweifellos genau das, was Gott möglich machte – als eine spürbare

Realität, die geneigt ist, zu handeln und einzugreifen, eine ahnungslose Seele wie eine Unwetterfront heimzusuchen. Das war, laut meiner Familie, an jenem Tag in der Kirche geschehen, als ich beim Aufruf, mich erlösen zu lassen, aufstand und, statt zum Altar und in die ausgebreiteten Arme des Pastors zu gehen, aus dem Gottesdienst floh und im Keller landete. Welche innere Anspannung erfasste mich derart, dass ich nicht ruhig bleiben konnte? Welche Liebe oder welches Urteil überwältigte mich dermaßen, dass ich nicht sprechen konnte? Schließlich fand mich, unzusammenhängende Worte murmelnd, weinend und wie in Ekstase, mein Vater. Niemand zweifelte an dem, was mit mir passiert war, noch spielte es eine Rolle, dass ich selbst keine Ahnung davon hatte. Ich war genauso heimgesucht worden wie einst Jakob oder Maria. Ich war berufen und erfüllt worden.

Es passt irgendwie, dass die intensivste geistliche Erfahrung meines Lebens wie ein Traum aus meinem Gedächtnis verschwunden ist (und damit ähnelt sie dem Leidvollen, das mich aus der Kirche getrieben hat, die mich doch offenbar so auf diesen Moment hin vorbereitet hatte). Dieser Moment bedeutet mir heute nichts, und ich neige dazu, ihn rational wegzu erklären: Ich wuchs in einer Kultur auf, die Jugendliche zu einer Bekehrung ermutigte – zu einer Bekehrung im *Stillen*, aber trotzdem zu einer Bekehrung. Allerdings sollte diese zeitlich so liegen, dass sie mit der Taufe eines Menschen zusammenfiel, was für Baptisten erst dann geschehen konnte, wenn man alt genug war, um zu verstehen, wozu man sich verpflichtete. Ich wurde also durch die Kultur erstklassig darauf vorbereitet, *etwas* zu erleben. Und dann verschworen sich meine eigene unterdrückte Fantasie und lang gehegte Langeweile, um auf diese geschürte Erwartung mit einem ausgesprochenen Entzücken zu antworten. Kurz gesagt: Ich habe es vorge täuscht.

Doch diese Erklärung wirft Probleme auf. Denn es entspricht erstens ganz und gar nicht meiner Natur, theatralisch zu sein, die Bereitschaft zu haben, meine Gefühle ins Rampenlicht zu stellen und diese ungezügelt auszudrücken. Das alles fühlt sich für mich unangenehm an, selbst dreißig Jahre später. Auch ist es unwahrscheinlich, dass man eine solch simulierte Erfahrung einfach *vergessen* würde (bzw. könnte). Könnten all die dafür nötigen Überlegungen, die einstudierte Ausführung, die ganze Aufregung und Sorge der anderen Menschen tatsächlich einfach so in Vergessenheit geraten?

Natürlich gibt es da noch eine andere Möglichkeit: Die Erfahrung war echt. Zu echt. Doch nicht in dem Sinn wie Traumata, die wir deshalb in uns vergraben, sondern in einem anderen, zellenartigen Sinn – als ein vollständiges Sein, an das ich mich nicht erinnern kann, weil ich mich ihm nicht entziehen kann, weil ich kein „Ich“ finde, von dem aus ich mein Selbst sehe, das ich einen Moment lang war. Oder das ich nicht war. Angenommen, man würde von der Ewigkeit berührt, wenn einem also das ganze Drumherum von Zeit und Selbst genommen würde und man ganz Seele wäre, wenn Gott einem quasi so „passiert“ wäre – ist es dann nicht möglich, dass sich diese Erfahrung nicht mehr in das Land der Bohrtürme und Pick-ups zurückübersetzen ließe, in unsere tägliche Routine, in der wir Worte wie Selbst und Seele, Offenbarung und Bekehrung ganz selbstverständlich benutzen, so als wüssten wir, was diese bedeuten? Vielleicht habe ich es gar nicht „vergessen“. Vielleicht ist es auf zellulärer Ebene passiert – und passiert fortwährend weiter – und bedeutet mir nicht nichts, sondern alles. Vielleicht erinnere ich mich wie an einen atavistischen Impuls nicht daran, aber es erinnert sich an mich.

* * *

Kehrt man nach langem Umherirren zum Glauben seiner Kindheit zurück, tendieren Menschen, die völlig säkular orientiert sind, dazu, diesen Schritt abzutun oder ihn zumindest zu missbilligen. Sie sagen, er sei „psychologisch motiviert“. Dieser Motivation, das versteht sich von selbst, ist man sich selbst nicht bewusst. Wie es der Zufall will, hegt man selbst aber auch diesen Verdacht. Und dieser nagt an der Intensität der Erfahrung, die einen veranlasst hat, wenn auch still, seinen wiedergefundenen Glauben zu bekennen, sodass man sich schon bald in Argumenten zwischen Religion und Wissenschaft, Theologie und Geschichte gefangen sieht und versucht, die Glaubenslehre wie ein riesiges, zerrissenes Zelt im Wind zu befestigen.

Letztlich gibt es keine Möglichkeit, „zum Glauben der eigenen Kindheit zurückzukehren“, es sei denn, man erwacht aus einem jahrzehntelangen und absolut wörtlichen Koma. Glaube verhält sich nicht wie ein Land, an das man sich halbwegs erinnert und in das man eines Tages wie ein König, der lange im Exil gelebt hat, zurückkehrt, alte Weisheit verkündet und die radikalen, aufrührerischen Aspekte des eigenen Wesens, durch die man betrogen wurde, hinauswirft. Nein. Das Leben ist kein Irrtum, selbst wenn es einer ist. Das soll heißen, der Glaube, den man am Ende seines Lebens hat, wird nicht nur durch das Leben beeinflusst, sondern ist stark davon abhängig. Denn Glaube an Gott ist im tiefsten Sinn Glaube an das Leben – das heißt, dass selbst das unerschütterlichste Glaubensleben ein Leben mit großen Veränderungen ist. Daraus folgt, wer mit fünfzig glaubt, was er mit fünfzehn geglaubt hat, hat nicht gelebt – oder er hat die Wirklichkeit seines eigenen Lebens gezeugnet.

Zuzugeben, dass es vielleicht ein psychologisches Bedürfnis gibt, das inspiriert, zum Glauben zurückzukehren, schließt die geistliche Notwendigkeit weder aus noch mindert sie. Genauso wenig